

Deutschland deine Pommern

Hans Werner Richter

Wahrheiten, Lügen
und schlitzohriges Gerede



HINSTORFF

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns über Ihre Bewertung
im Internet!

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Reproduktionen, Speicherungen in Datenverarbeitungsanlagen, Wiedergabe auf fotomechanischen, elektronischen oder ähnlichen Wegen, Vortrag und Funk – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Verlages.

Rechte bei Hans Werner Richter Stiftung Bansin

© Hinstorff Verlag GmbH, Edition Konrad Reich, Rostock 1990

5., leicht gekürzte Auflage 2015

Herstellung: Hinstorff Verlag GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-356-01150-0

INHALT

1. Kapitel Blau-Weiß ist nicht Weiß-Blau Gibt es die Pommern noch?	7
2. Kapitel Mensch, Karl, das Leben ist schwer Was ist ein Pommer?	12
3. Kapitel Hei räd't ein bäten tau väl Ist ein Pommer im Winter so dumm wie im Sommer?	18
4. Kapitel Da habe ich aber Fersengeld gegeben Über die Knochen eines pommerschen Grenadiers	23
5. Kapitel Die Unterschweden und die Westkalmücken Ist ein Vorpommer gleich einem Hinterpommern und umgekehrt?	28
6. Kapitel Und kein Heringsschwanz hat je wieder nach ihm gekräht Pommerscher Sex	35
7. Kapitel Was wettet auf der Heid' herum? Pommersche Junker waren keine Preußen, aber auch nicht besser	42

8. Kapitel	
Gnädige Frau, ick sägel noch vål scheiver	
Betrachtung über die pommerschen Küstenbewohner	50
9. Kapitel	
Alles in allem eine traurige Geschichte	
Wie es den Pommern in der Historie erging	58
10. Kapitel	
Wenn Sie so weitermachen, verlieren wir noch die Schlacht	
Über pommersche Matrosen, Seeleute,	
Seehelden und deren Bescheidenheit	72
11. Kapitel	
Dat is kein Schwin, dat is jo ein Giraff	
Pommersche Gastronomie	82
12. Kapitel	
Wenig Genies, doch viele Originale	
Bedeutende Pommern	93
13. Kapitel	
Ich sehe, du glaubst nicht an Jesum Christum	
Wie es die Pommern mit der Religion hielten	105
14. Kapitel	
Ein Stier, söbenmol so grot as ein Elefant	
Eine herrlich besoffene Sprache	113
15. Kapitel	
Sie haben sich darin ohn Unterlaß zersudelt	
Warum und was die Pommern tranken	121
16. Kapitel	
Maikäfer flieg	
Öber starben möt ick nu jo woll	130

7. Kapitel

Was wettet auf der Heid' herum? Pommersche Junker waren keine Preußen, aber auch nicht besser

»Auch die Junker in Pommern mit ihren alten teutonischen Idealen und Konventionen will ich hier nicht schildern. Ich lasse sie bei ihren Schlitten und Wolfshunden, bei ihren Biberpelzmützen und engen kurzen Jagdröcken, die mit Schafspelzen – die Lederseite nach außen, das Fell nach innen – gefüttert sind. Auch sie mögen sich im Alter dem Trost der Gemütlichkeit erschließen, doch sind sie nicht unter ihrem Zeichen geboren.«

HAROLD NICOLSON

So sah der englische Schriftsteller Harold Nicolson die pommerschen Junker. Schlitten, Wolfshunde, Biberpelzmützen, und da sie immer nur Jagdröcke trugen, jagten sie wahrscheinlich Tag für Tag irgendwelchen Hirschen, Ebern oder Eichen nach. Gemütlichkeit gab es höchstens im Alter, und sie roch an verräucherten Kaminen wiederum nach dem edlen, einmal gehabtten Weidwerk. Zwischendurch trieben sie, was Nicoison nicht erwähnt, auch Politik. Zwischen zwei Jagden schickten sie einen Leutnant mit zehn Mann in den Reichstag, ließen ihn, jedenfalls in ihren Reden, kurzerhand auflösen und hatten immer das heilige Donnerwetter auf den Lippen, wenn irgend jemand ihre Vorrechte antasten wollte.

Natürlich hat sie niemand angetastet, bis zu jenem Tag, an dem alle Vorrechte und mit ihnen auch die Rechte für immer verloren gingen. Selbst die Weimarer Republik war nicht junkerfeindlich. Als die Junker mehr und mehr verschuldeten – und

wie sollten sie nicht verschulden –, versuchte sie, durch eine Art Osthilfe in der Form rückzahlbarer Darlehen zu helfen. Noch zu Beginn des »Dritten Reiches« gab es 367 Güter im Besitz pommerscher Junker.

Später, nach dem Zweiten Weltkrieg, wurden die Junker für alles verantwortlich gemacht, wofür sie nicht in jedem Fall verantwortlich waren. Sie waren an allem schuld, hatten Hindenburg bedrängt oder hintergangen und Hitler in den Sattel gehoben, hatten den Krieg mit angezettelt und ihn verloren. Richtig ist, daß diese Junker nie aus ihrer Leutnantsmentalität herauskamen. Ein Leutnant war eben ein Leutnant, und jeder Reichstagsabgeordnete war ein kleiner Dreck dagegen. Wo nicht marschiert wurde, war keine Ordnung, und wo nicht gejagt wurde, war das Leben nicht mehr viel wert. Was jenseits des Pferdestalls, des Jagdhochsitzes oder des Leutnantspatents lag, war auf jeden Fall verdächtig oder zumindest mit Vorsicht zu betrachten. Liberalität erschien ihnen als eine Untergrabung von Zucht und Ordnung, und Zucht mußte sein, wenn es auch Aufzucht hieß. Das kannten sie von ihren Viehställen, von ihren Tagelöhnern und von ihren ihnen untertanen Bauern.

Im übrigen waren sie hartschädlich, widerborstig, bockbeinig, und nicht in jedem Fall nahmen sie Befehle an, auch dann nicht, wenn es um das so liebgewordene Marschieren ging. Selbst die preußischen Staatsmänner hatten es nicht immer leicht mit ihnen.

Als der Graf Schwerin bei Stargard Friedrich dem Großen seine Dragoner vorführen sollte, ritten diese so durcheinander, daß von einem Exerzierreglement nicht mehr die Rede sein konnte. Um ein Haar hätten die attackierenden Dragoner Friedrich den Großen selbst über den Haufen geritten, was diesem nicht sonderlich gefiel. Mit solchen Dragonern, so sagte er sich, kann man nicht die Schlesischen Kriege gewinnen, was er aber für sein gutes Recht hielt. Also schrie er Schwerin an:

»Das is ein ganz versoffenes Regiment; das sind lauter Süpers.«
Da jagte Schwerin seinen Säbel in die Scheide und schrie zurück:
»En Hundsfott, wer em nochmol vör sone Süpers treckt.«

Dann setzte er seinen Gaul in Bewegung und ritt davon, und alle pommerschen Johanns, Karls, Willems ritten hinter ihm her, jeder mit einem abfälligen Blick zu dem König hinüber, der den davonreitenden Pommern verdutzt nachsah.

Von jenem Tag an, so sagt die Legende, ritt Schwerin seinen Dragonern bei jeder Attacke nicht mehr mit geschwungenem Säbel, sondern mit erhobener Reitgerte voran.

Friedrich der Große rächte sich sehr viel später mit einem Wort, dem solche und andere Erfahrungen mit den Pommern zugrunde gelegen haben können.

»Die Pommern«, so schrieb er, »haben einen geraden und schlichten Sinn. Unter den Untertanen aller Provinzen eignen sie sich am besten für den Kriegsdienst wie für alle anderen Ämter. Nur mit diplomatischen Verhandlungen möchte ich sie nicht betrauen, weil ihr Freimut nicht für Geschäfte paßt, bei denen man der Schlaueit mit der Schläue begegnen muß.«

Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Friedrich der Große mit diesem Wort zwar die Pommern schlechthin, aber doch nicht jene pommerschen Johanns und Karls gemeint hat, die in den Schlesischen Kriegen lahm und krumm geschossen wurden. Gemeint waren die privilegierten pommerschen Junker.

Sie haben wohl kein besonderes Talent für den diplomatischen Dienst besessen. Es war nicht ihre Sache, Schlaueit mit Schläue zu schlagen. Sie schlugen lieber mit dem zu, was man damals den »Pallasch« nannte. Die Flinte war ihnen immer näher als das überredende Wort, und jemandem, einem Wilddieb, Fischräuber oder nicht parierenden Tagelöhner, eine Ladung Schrot in den Hintern zu jagen, war zwar nicht, wie feindselige Kritiker dieser Junker annehmen, ein beliebter Sport, aber auch nichts Besonderes.

So finden wir sie auch weniger im diplomatischen Dienst, um so mehr aber auf den jeweiligen deutsch-preußischen Schlachtfeldern. Es spricht aber für ihre Widerborstigkeit und Dickköpfigkeit, daß einige von ihnen sich mit gegen Hitler erhoben, als sich zeigte, wie wenig dieser mit dem siegreichen Friedrich dem Großen gemein hatte. Zumindest war einer jener Schwerins da-

bei, die es so zahlreich gibt, wobei ich nicht weiß, ob dieser ein Pommer war. Jener aber, der sich nicht scheute, seine besoffenen pommerschen Dragoner vor seinem König exerzieren zu lassen, war ein Pommer. Er wurde in Löwitz in Pommern geboren und fiel als Generalfeldmarschall 1757 vor Prag.

Was hier von Friedrich dem Großen noch als Freimut bezeichnet wurde, entwickelte sich später zu reaktionärem Starrsinn. Man war deutschnational, kämpfte mit dem Visier nach hinten, wollte seinen Kaiser wiederhaben und ließ die Demokratie tanzen. Ein Beispiel für diesen reaktionären Starrsinn war der alte Januschauer, der bei jeder Gelegenheit den Reichstag auflöste, und dies natürlich, wie schon gesagt, mit einem Leutnant und zehn Mann. »Vox populi, vox Rindvieh« war seine Devise, und als er Ende der zwanziger Jahre mit seinen Gütern Nutznießer der sogenannten Osthilfeentschuldung werden wollte, rief er aus: »Da sprach der alte Pelikan, nun, Kinder, laßt mich auch mal ran.« Er ist heute in keinem Lexikon mehr verzeichnet, und insofern kann ich auch wenig über ihn berichten. Ich erinnere mich nur, daß mein Vater ihn nicht mochte und deshalb ihm auch alles Schlechte wünschte.

»Den'n ullen Januschauer, den'n söll'n sei man mol dei Hosen langtrecken. Dei han dat verdeint.«

Aber das war aus der Sicht eines pommerschen Fischers nach oben hinauf gesprochen, zu dem Sattel hinauf, in dem zu jener Zeit noch der Januschauer oder die Januschauers saßen.

Im Sattel waren sie immer zu Hause, und man wird ihre Entwicklung vom Freimut bis zu diesem Starrsinn sofort verstehen, wenn man das nachfolgende Gedicht liest. In ihm schlagen sich noch die mecklenburgischen und die pommerschen Junker. Es geht dabei nicht glatt und fein, sondern kernig zu. Auch ein Graf Schwerin ist selbstverständlich schon auf pommerscher Seite dabei. Er schimpft nicht, er wettet. Was sollte er angesichts der verworrenen Lage auf der pommerschen Heide auch weiter tun als »wettern«. Das Gedicht heißt »Johann von Gützkow« und ist geschrieben von einem Stettiner, der seinerzeit, noch zu Kaiser Wilhelms Zeiten, kein unbekannter pommerscher Dichter war.

Grüneschmückte Gänge
Führen in das Schloß,
Und im Festgepränge
Naht manch Rittertroß.
Turmher schallt Geläute,
Lärmend das Gelag:
Graf Johann hält heute
Seinen Hochzeitstag.
Flitter und Prachtgeschmeide
Sind an der Tafel fremd,
Heimlich nur unterm Kleide
Klirrt das Kettenhemd;
Denn die Peene-Ufer
Heißen Krieg und Not,
Sind vom Schlachtenrufer
Tod allzeit umdroht.
Keine Silbenfechter
Witzeln glatt und fein,
Späße und Gelächter
Schallen kernig drein.
Wüstes Trinken und Schlemmen.
Und der Gützkower lacht:
Kaiser und Kurfürst bei Kremmen –
Aber unser die Schlacht.
»Hui! war das ein Jagen«,
Wetten Graf Schwerin,
»Als Klaus Hahne geschlagen
Heimwärts mußte fliehn.
Und der Greif vom Walde
Mit gewaltgem Biß
Auf der Loitzer Halde
Ihm den Kamm zerriß.«
Plötzlich – auf Treppen und Gängen
Stolpert und poltert es schwer,
Schwillt es wie angstvolles Drängen

Dumpfer Stimmen daher.
Türgekrach. Ins Zimmer
Taumelnd ein Bote sich keilt:
»Rettet!« Ein roter Schimmer
Ruft von Loitz her: Eilt!
Stürzende Kannen und Becher,
Wein am Boden wie Blut,
Und das Auge der Zecher
Flammend in freudiger Wut.
»Lockert der Degenscheide
Schlummernden Funkenschlag!
Vorwärts – zum Tanz auf der Heide!
Heute ist Hochzeitstag!«
Still der Wald, als schlief er.
Plötzlich knickt und knackt
Heiße! durch Tann und Kiefer
Rasselnder Reitertakt.
Drüben – Staubgewitter,
Huftanz, Helmgeleucht:
Mecklenburgischer Ritter
Stürmischer Kampflauf keucht.
Sausende Klingen singen
Eine Melodei,
Daß beim schaurigen Schwingen
Springen die Bogen entzwei,
Daß vom schäumenden Berber
Sinkt manch Reiter ins Kraut:
Rascher Tod ist der Werber,
Heiße Jugend die Braut.
Graf Johann läßt sein helles
Rachehungriges Schwert,
Läßt sein Roß, sein schnelles,
Tanzen für Weib und Herd,
Eilt von der Kampfgemeinde
Seiner Freunde weitab –

Und die Hufe der Feinde
Wühlen ein Reitergrab.
Schrecken fesselt die Glieder.
Aber wie ein Orkan
Brechen sie dann hernieder
In die Lanzenbahn.
Sieg! – Zwei Rosse tragen
Eines Landes Glück.
Sieg! – Und wie geschlagen
Ziehn die Sieger zurück.
Nacht! – zur Totenfeier
Blaßt der Hochzeitsglanz.
Aus zerrissenem Schleier
Nimmt die Gräfin den Kranz,
Drückt die Myrten, die grünen,
Mit entsagendem Sinn
Auf die Stirn des kühnen
Helden als Kampfgewinn.

Man sieht: sie liebten und sie schlugen sich. Auch Pommern hat seine alten Heldengeschlechter, nur sind sie nie über Pommerns Grenzen hinaus bekannt geworden. Kein Baß oder Bariton muß heute die Stimme des »Gützkowers« auf einer Bühne singen. Von Bayreuth ganz zu schweigen.

Aus solchem alten »Schrot und Korn« entstanden die pommer-schen Junker. Sie ließen ihr Schwert auf der grünen Heide gegen die Mecklenburger tanzen, dienten den preußischen Königen, wiederum mit dem Schwert, und als das mit dem Schwert nicht mehr recht gehen wollte, erzwangen sie sich Ostdarlehen, um ihre verschuldeten Güter zu retten. Allzu gewaltsam tanzten sie mit der Weimarer Republik Ringelreihn, und als auch das nicht viel half und das »germanische Schwert« zeitweise wieder zu Ansehen kam, wurden sie wieder: Rittmeister, Generäle, Obristen. Auch das ging nicht zu ihrem Vorteil aus, und so zerstreuten sie sich in alle Winde oder wurden in alle Winde zerstreut. Wohin

es sie verschlagen hat und was aus ihnen geworden ist, kann ich nicht sagen. Im allgemeinen sollen sie sich anpassungsfähiger gezeigt haben, als man annehmen konnte. Ganz so schlimm wie dem zaristischen Adel nach 1917 ist es ihnen nicht ergangen. Pommersche Junker als Taxichauffeure hat es kaum gegeben. Pommersche Exilrestaurants sind nicht entstanden. Sie waren wohl auch nicht gefragt.

Viele dieser Junker haben sich liberalisiert. Demokratisches Wirtschaftswunder hat auch sie nicht unberührt gelassen. Ihr reaktionärer Starrsinn hat sich wieder zurück in Freimut verwandelt. Dies gilt natürlich nicht für alle. Es gibt ehemalige pommersche Junker, die links von der Sozialdemokratie in der Sozialdemokratischen Partei stehen, ähnlich wie viele pommersche Junker früher rechts von den Deutschnationalen in der Deutschnationalen Volkspartei standen. Soviel pommerscher Starrsinn hat sich noch erhalten: immer etwas mehr rechts oder etwas mehr links.

Einige von ihnen können noch lachen, wie der alte Gützkower, aber kein Schwert springt mehr aus ihrer Scheide. Dort, wo früher der Harnisch saß oder die Orden preußischer Regimenter hingen, sitzt das Kavaliertaschentuch, wölbt sich der Kammgarnstoff englischer Anzüge und blühen farbige Krawatten, jeweils nach der neuesten Mode. Nur wenn diese Junker gehen, reitet noch ganz Pommern mit, Regiment auf Regiment.

Trotzdem: sie leiden nicht mehr am Schwert, an der Flinte oder an einem nicht gut gehenden Gaul. Kein König kann ihnen mehr sagen, daß ihre Untergebenen lauter »Süpers« sind. Sie sind es vielleicht nur noch selbst, denn ein »guter Korn« steht ihnen immer noch zu Gesicht. Persönlich kenne ich nur einen dieser ehemaligen pommerschen Junker. Er leidet an der Sozialdemokratischen Partei, wie seinerzeit der alte Schwerin an seinem König litt. Aber er reitet gleich jenem Schwerin doch jede Schlacht mit, ganz gleich wofür sie auch geschlagen wird.

Kritische Disziplin, das ist vielleicht das beste, was man von den pommerschen Junkern nach Abzug aller reaktionären Schwächen und Anfälle sagen kann.

11. Kapitel

Dat is kein Schwin, dat is jo ein Giraff Pommersche Gastronomie

Es herrscht dort ein unglaublicher Überfluß an Fischen, sowohl aus dem Meere wie aus Gewässern, Seen und Teichen, und für einen Pfennig würdest du einen ganzen Wagen frischer Heringe bekommen, und wenn ich über den Geschmack und die Dicke derselben sagen würde, was ich denke, so würde ich der Gefräßigkeit beschuldigt werden. An Wildbret von Hirschen, Büffeln und wilden Pferden, Ebern, Schweinen und anderem Wild hat das ganze Land Überfluß; Butter von Kühen und Milch von Schafen mit dem Fett der Hammel und Böcke, mit Überfluß an Honig und Weizen, mit Hanf und Mohn und jeder Art von Gemüse, und wenn es den Weinstock, den Ölbaum und die Feige hätte, so würdest du es für das Gelobte Land halten wegen der Menge der fruchttragenden Bäume.

HERBORD ÜBER DIE FRUCHTBARKEIT
POMMERNS, 1159

Die Pommern haben (oder hatten) eine Küche, die zwar nicht luxuriös, aber gediegen ist. Sie besteht aus vier Grundnahrungsmitteln: Hering, Gans, Schwein, Kartoffel. Natürlich ist der Hering kein gewöhnlicher Hering, kein Hering schlechthin, und die Gans, das Schwein und die Kartoffel sind es auch nicht. Es sind pommersche Heringe, pommersche Gänse, pommersche Schweine und pommersche Kartoffeln.

Pommersche Heringe, und wir wollen zuerst von ihnen sprechen, unterscheiden sich von holländischen, norwegischen oder englischen Heringen. Der pommersche Hering ist im Gegensatz zu dem, was 1159 Herbord festgestellt haben will, klein, schmal, zierlich. Er hat eine bestimmte Länge, etwa eine Hand lang, ein festes Fleisch, und hält sich so lange frisch, bis ihn ein Pommer verzehrt hat. Ißt ihn ein anderer, so gibt er seine Frische beizeiten auf. Warum das so ist, kann ich nicht erklären, aber es ist so. Ich muß es wissen, denn meine ganze Kindheit war von diesem Hering überschattet.

Er spielt in der Geschichte der Pommern eine besondere Rolle, und die pommerschen Herzöge waren schlecht beraten, als sie den Greifen als ihr Wappentier wählten und nicht den Hering. Mit dem Hering auf Banner und Wappen wäre ihr Untergang nicht so trostlos und traurig gewesen. Aber sie wollten über sich selbst hinaus und erkannten nicht das Nächstliegende. Das Nächstliegende aber war auch zu jener Zeit: der Hering.

Ohne ihn gäbe es die Pommern wahrscheinlich schon lange nicht mehr. Der Hunger, der infolge der vielen Plünderungen und Brandschatzungen nicht ausblieb, hätte sie ganz ausgerottet, wäre der Hering im Herbst nicht immer wieder an ihre Küste gekommen, um dort geduldig auf seinen Abtransport zu warten.

Es war, wie gesagt, ein pommerscher Hering. Er fiel, wo er stand, und er stand so lange, bis er fiel. Er kam nicht einzeln oder in Kompanie- oder Regimentsstärke, sondern gleich in ganzen Armeen und Heeresgruppen, zu Hunderttausenden oder auch zu Millionen.

Kaum lief die Vorhut in die pommersche Bucht ein, so ging es auch schon von Haus zu Haus: »Dei Hiring is dor«, oder »Dei Hiring kümmt.« Der Vorhut folgte die Hauptmacht der Heringe und der Hauptmacht die Nachhut. Waren sie alle unmittelbar an der Küste versammelt, dann standen sie so dicht, daß die Pommern sagten: »Heute kann man wieder wie Jesus Christus über das Wasser gehen.« Oder, wie es mein Vater sagte, der nicht viel von Religion und Frömmigkeit hielt:

»Mensch, hüt steiht hei werra so dicht, dei Hiring, dor kannst du ut dat Boot utstiegen und öber dei See gohn und dor sackst du nich in und versüpst nich und nix.«

Das war früher so. Heute hat sich der Hering längst zurückgezogen, und niemand weiß, warum er sich zurückgezogen hat. Wahrscheinlich hängt das mit der Ernährung zusammen oder mit den politischen Verhältnissen oder mit anderen Erscheinungen unseres modernen Lebens. Damals war es so, und wer es nicht glauben will, kann sich bei denen erkundigen, die heute längst unter der Erde liegen.

Jedenfalls habe ich noch die letzten Ausläufer dieser großen Heringszeiten und Heringschlachten erlebt. Kaum war die Heringsvorhut eingelaufen oder hatte sich angekündigt, wurden auch schon die Netze parat gemacht und ins Wasser gebracht, und zweimal am Tag wurden sie wieder herausgeholt. Es soll Tage gegeben haben, an denen die Netze gar nicht ins Wasser gingen, weil der Hering Leib an Leib und Rücken an Rücken keine Lücke für Netze frei ließ, so daß den Fischern nichts anderes übrigblieb, als die Heringe mit ihren Wasserschöpfkellen einfach ins Boot zu kellen.

An normalen Tagen aber kamen die Boote mit ihren hoch über Bord aufgetürmten Netzen zurück, und in fast jeder Masche dieser Netze saß ein Hering, der darauf wartete, aus dieser Masche »herausgepult« zu werden. Dann standen wir als Kinder mit unseren Müttern, Schwestern, und was sonst noch arbeitsfähig war, am Strand, Körbe, Kisten und Kasten neben uns, und begannen mit unserer Arbeit. Die Netze wurden aufgehängt, und wir pulten die Heringe heraus, Hering für Hering, Hunderte und Tausende. Meistens blies ein harter, kalter Nordost über das Meer und über den Strand. Es war Ende Oktober, Anfang November, die Finger wurden kalt, klamm und steif, aber es gab keinen Pardon. Wollte der eine oder der andere von uns aufgeben, und sagte er etwa: »Was wollen wir bloß mit dem vielen Hering?«, dann bekam er zur Antwort: »Öber Hiring äten, dat kannst du. Nu man tau. Nu holl di man ran.« Man hätte auch sagen können: »Wer

den Hering nicht ehrt, ist der Badegäste nicht wert«, denn diese »Heringssaison« folgte zwei Monate nach der Badesaison, und so wie die Schwärme der Badegäste erleichtert werden mußten, so auch die Schwärme der Heringe. Es ging, wie immer, um das tägliche Brot.

Waren die Heringsschwärme, meistens um ein Viertel, um ein Drittel oder auch um die Hälfte erleichtert, wieder weg, so gab es den ganzen Winter über Heringe: Heringe grün, Heringe sauer, Heringe gebraten, Heringe geräuchert, Heringe eingelegt, Bismarckheringe in Senfkörnern und eingesalzene Heringe. Je nach Art der Zubereitung des Herings gab es dazu Pellkartoffeln oder Bratkartoffeln, und mochte der eine oder der andere einmal keinen Hering mehr und sagte: »Nu kann ick öber keinen Hering mihr seihn«, dann mußte er sich gefallen lassen, als Feinschmecker eingestuft zu werden. »Du büst jo werra so kūsottsch«, hieß es dann, und »kūsottsch«, das war jemand, der einen zu feinen Gaumen hatte und dem, infolge dieses Gaumens, der Schiffbruch im Leben mit Sicherheit bevorstand. Jemand, der keinen Hering aß, der war ein feiner Pinkel, und feine Pinkel waren nur dann angesehen, wenn sie Geld hatten und etwas springen lassen konnten. Sonst aber waren sie zu nichts nutze.

Welche Rolle der Hering im Überleben der Pommern gespielt hat, kann man schon daraus ersehen, daß allein Stettin zeitweise bis zu 600 000 Tonnen Heringe auf den Weg in andere Länder gebracht haben soll, was mir selbst etwas übertrieben erscheint, aber immerhin, dies steht fest, waren es um 1900 noch 105 900 Tonnen, was, in Stückzahl umgerechnet, ja doch schon in die Millionen pommerscher Heringe geht. Stettin – und hier ist es vielleicht notwendig, einen kleinen Einschub zu machen – war schon zur Wendenzeit die Hauptstadt Pommerns. Aus einem wendischen Fischerdorf entstanden und von den Wenden »Stätte am Zusammenfluß«, d.h. Stettin genannt, später Sitz der pommerschen Herzöge, entwickelte sie sich zu der Hafenstadt und Handelsmetropole an der Oder, durch die der größte Teil des Handels der Oder und der Ostseeschifffahrt lief. 1939 mit einer Einwohnerzahl von 383 000, zählt sie heute unter polnischer Herrschaft und Szczecin genannt

wieder 244 000 Einwohner. Nicht weit von Berlin entfernt, war sie für die Stettiner oft eine Art Vororthauptstadt, von der aus man in die Reichshauptstadt ins Theater fahren konnte.

Doch dies ist keine Monographie der Städte und der Landschaft Pommerns, sondern nur eine »Studie« über meine Landsleute: die Pommern. Kehren wir also zu den pommerschen Heringen zurück. Zur Zeit der Hanse sollen sie die Handelsware der Pommern gewesen sein, die an erster Stelle stand.

Wie es aber auch immer war, ohne den Hering ist Pommern nicht vorstellbar, so wie es ohne seine Gans nicht denkbar ist.

Über die läßt sich weniger aussagen. Sie ist einfach berühmt, und wie es mit Berühmtheiten so geht, man weiß alles über sie und doch nichts. Sie ist pommersch, das heißt, sie ist zurückhaltender, schlanker, schmaler, edler und knuspriger. Statt sich nudeln zu lassen, grast sie die pommerschen Stoppelfelder ab, erhält sich dadurch eine hohe Körnigkeit und gibt mit ihrer Brust so das her, was die Pommern erfunden haben: die »Rügenwalder Gänsebrust«. Jeder Pommer, der es sich leisten konnte, Gänsebrust zu essen (das waren nicht alle, die meisten blieben bei Heringen), war dafür seiner Gans dankbar.

Auch diese Gänse zogen im Herbst, den Schwärmen der Heringe gleich, in Küche und Keller der Pommern. Theodor Fontane, der in Swinemünde aufwuchs, hat darüber berichtet, sehr viel besser, als ich es könnte, denn ich habe immer nur einzelne pommersche Gänse sterben sehen, niemals ganze Schwärme. »War nun aber die Gänseschlachtzeit herangekommen, so bedeutete das eine weitere, sehr erhebliche, gesteigerte Raumbeschränkung, denn am selbigen Abend, an dem das Massakrieren beginnen sollte, stellte sich zu dem, was für gewöhnlich die Gesindestube beherbergte, auch noch ein Aufgebot alter Weiber ein, vier oder fünf, die sonst als Waschoder auch als Jätefrauen ihr Dasein fristeten. Und nun begann das Opferfest. Immer spät abends. Durch die weit offenstehende Tür, geöffnet, weil es sonst vor Stickluft nicht auszuhalten gewesen wäre, schienen die Sterne in den verqualmten und durch ein Talglicht kümmerlich erleuchteten Raum hinein. Nächst der Tür

aber, in einem Halbkreis, standen die fünf Schlachtpriesterinnen, jede mit einer Gans zwischen den Knien, und sangen, während sie mit einem spitzen Küchenmesser die Schädeldecke des armen Tieres durchbohrten, allerlei Volkslieder, deren Text in einem merkwürdigen Gegensatz sowohl zu dem mörderischen Akt wie zu der Trauermelodie stand. So wenigstens mußte man annehmen, denn die Mädchen, die auf der Bettkante saßen, begleiteten die Volkslieder mit unendlichem Vergnügen, ja die besonders traurig klingenden Stellen sogar mit Juchzen. Meine beiden Eltern waren sittenstreng, und es war oft die Rede davon, ob diesem frechen Treiben nicht Einhalt zu tun sei; schließlich aber hatte man den Kampf dagegen aufgegeben, und mein Vater, dem es schwante, daß dergleichen schon im Altertum vorgekommen sei, sagte, nachdem er nachgeschlagen: ›Es ist eine Wiederholung alter Zustände, römischer Saturnalien oder, was dasselbe sagen will, momentane Herrschaft der Dienenden über die sogenannte Herrschaft.‹ ... Ich habe hier übrigens noch hinzuzufügen, daß die Schrecknisse dieser Gänseschlacht-Epoche mit der eigentlichen Schlachtnacht und den Trauermelodien keineswegs abgetan waren, sondern sich durch mindestens eine halbe Woche hin noch weiter fortsetzten. Diese Schlachtzeit war nämlich zugleich auch die Zeit, wo das aus Gänseblut zubereitete ›Schwarzsauer‹ tagtäglich auf unseren Tisch kam, ein Gericht, das nach pommerscher Anschauung alles andere aus dem Felde schlägt. Auch mein Vater hielt es für seine Pflicht, sich dieser landestümlichen Anschauung anzuschließen und sagte, wenn die dampfende Riesenschüssel erschien: ›Ah, das ist recht; davon eßt nur; das ist die schwarze Suppe der Spartaner, alles Saft und Kraft, er selber aber suchte sich, geradeso wie wir, das Backobst und die Mandelklöße heraus und überließ die Kraftbrühe der Gesindenschaft draußen und vor allem den Schlacht- und Klageweibern, die sich durch ihre Bohrversuche den gegründetsten Anspruch darauf erworben hatten.‹

Vater Fontane, Apotheker zu Swinemünde um 1830, hatte recht. Trotz Otto von Bamberg und aller ihm nachfolgenden Mönche lebten unter der Schale des Christentums die heidnischen Bräuche

fort, wie die Pommern es mit der christlichen Frömmigkeit nie so genau nahmen. Sie trugen diese Frömmigkeit als notwendiges Kleid nach außen, so wie man es ihren Vorfahren beigebracht hatte, sagten aber unter Umständen, wenn sie aus der Kirche kamen:

»Dei Düwel von einem leiben Gott, dei hätt mi doch werra nich seggt, wat ick daun soll. Hei dücht ook nix.«

Aber zurück zur heidnischen pommerschen Gans. Kapitolinisch war sie nicht. Sie hat keine der vielen Gefahren gemeldet, die bald von der See, vom Norden her, bald vom Land her, von Mitteldeutschland und Süddeutschland, auf Pommern zukamen. Selbst Gustav Adolf konnte unbemerkt von den Gänsen auf der Insel Usedom landen. Trotzdem bleiben hervorragende Eigenschaften. Vor allen Dingen ihre Knusprigkeit.

Auch ich mußte noch das Schwarzsauer essen, das aus ihrem Blut in Pommern hergestellt wird. Bevor es aber bei uns zum Gänsebraten kam – und es gab ihn nur einmal im Jahr, zu Weihnachten –, mußten wir uns durch Schwarzsauer und Gänseklein und alles andere, was eine Gans hergibt, bis zum Gänsebraten durchessen. Erst dann erschien er selbst auf dem Tisch. Ja, wir mußten uns schon Wochen vorher dieser Gans würdig erweisen.

»Wer seinen Hering nicht ißt, der kriegt auch zu Weihnachten keinen Gänsebraten. Merk dir das.«

Mir ist noch heute unklar, wer eigentlich die vielen Gänse aufgegessen hat, die bei uns auf den Stoppelfeldern herumliefen. Aber irgendwer wird sie wohl gegessen haben.

Im übrigen gab es bei uns Schweinefleisch, auch das nicht alle Tage, aber sonntags immer. Und damit wäre ich bei dem pommerschen Schwein, dem eigentlichen Hauptnahrungsmittel neben Hering und Kartoffel. Natürlich ist es ein besonderes Schwein, eine Rasse, die sonst nirgends vorkommt. Wahrscheinlich ist es gotischer Herkunft oder eine Kreuzung aus Schweinen, die die Goten einerseits, die Wenden andererseits und die Niedersachsen zusätzlich mitgebracht haben. Ich weiß zwar nicht, ob die Goten schon Schweine besaßen, aber ich nehme es an, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand in Pommern ohne

Schweinefleisch leben konnte. So entstand das unvergleichliche pommersche Schwein.

Mein Vater lehnte alle Schweine anderer Rassen ab. Wurde ihm ein solches angeboten, so sagte er:

»Dat is doch kein Schwin. Dat is jo ein Giraffe.«

Meistens zog er seine Schweine selbst auf, pflegte eine erzieherische Freundschaft mit ihnen und war immer verstört, wenn das eine oder das andere geschlachtet werden sollte.

Das geschah wie mit den Heringen und den Gänsen im Spätherbst. An einem solchen Tag hatte mein Vater immer woanders etwas zu tun, in Wolgast, Anklam oder Pasewalk, und fuhr schon am frühen Morgen mit dem ersten Zug davon. Das Schlachten überließ er einem berufsmäßigen Schlächter und natürlich den Frauen, die ja auch schon zur Zeit der Goten alles machen mußten, was den Herrn zu hart ankam. Wie fast alle Pommern war er weichherzig. Kam er am Abend zurück, so aß er mit Vergnügen die Wurstsuppe, die Tollatsche, die Blutwürste, die ihm meine Mutter vorsetzte, und dachte wohl nicht mehr daran, daß alles, was in seinen Magen rutschte, Teile und Teilchen eines guten Freundes waren.

An einem solchen Tag rochen Küche, Wohnung, Haus, Hof, Wald, ja der halbe Ort nach Thymian, wie überhaupt der Thymiangeruch für mich mit der pommerschen Küche unlösbar verbunden ist. Es gab natürlich auch noch Majoran und andere Gewürze, ja, man kann sagen, an einem solchen Tag brach eine wahre Gewürzwut aus, und man mußte sich vorsehen, nicht selbst eine Prise ätzenden Gewürzes in die Augen oder in den Hintern zu kriegen. Die Würste, die aus solcher Würzerei hervorgingen, waren von unnachahmlichem Geschmack. Es gibt sie heute nicht mehr, und deswegen kann ich sie noch mehr loben, als ich sie sonst gelobt hätte. Wer jemals eine pommersche »Lungwurst« gegessen hat, der gibt die ganze französische Küche, falls er sie kennt und liebt, ohne Bedauern dafür auf.

War die große Würzerei zu Ende, dann verschwand alles vor unseren Augen. Die Würste kamen in den Räucherofen oder wurden weggeschlossen, und das Fleisch, mit Salz eingepökelt, versank in

große Fässer, die in den tiefsten Keller geschoben wurden. Dann gab es neben den Heringen und sonstigen Fischen den ganzen Winter über folgende Gerichte: Spitzbein mit Erbsen, Eisbein mit Erbsen, Schweineohren mit Erbsen, Schweineschnauze mit Erbsen, Schweinebauch mit Weißkohl, und alles andere auch mit Weißkohl, und nur an hohen Feiertagen gab es Karbonade mit Rotkohl.

Natürlich gab es immer die unvermeidliche pommersche Kartoffel dazu, und damit bin ich bei dem vierten Hauptnahrungsmittel der Pommern: der Kartoffel.

Die pommersche Kartoffel übertrifft jede andere Kartoffel, wo sie auch immer angebaut wird. Es ist zumindest keine bayrische Kartoffel. Die bayrische Kartoffel ist naß, zäh und matschig, gelbgrün, die pommersche Kartoffel aber ist weiß, mehlig und zergeht auf der Zunge. Sie ist von einer trockenen, herben Süße. Als Salzkartoffel hergestellt, kann sie einen Mann sein ganzes Leben lang ernähren, ohne daß dieser jemals die Lust auf sie oder den Geschmack an ihr verliert.

Sie ist friderizianischer Herkunft, und obwohl sich das Friderizianische für die Pommern auch nicht bewährt hat, diese Kartoffel hat sich bewährt. Als die Kartoffel von Friedrichs Gnaden ins Land kam und auf seinen Befehl angebaut werden sollte, wußten die Pommern natürlich nichts damit anzufangen. Sie kochten zuerst das Kartoffelkraut und bekamen alle den Durchfall davon, und ein pommerscher Durchfall hält lange an. Sie verwünschten ihren preußischen König ob dieses höchst fragwürdigen und anrühigen Geschenks. Über die Schwierigkeiten, die für die Pommern mit der Einführung der Kartoffel entstanden, gibt es einen Bericht aus jener Zeit, von einem Julius von Wickedede:

»Bei der Einführung der Kartoffel in unserer Gegend kamen nun so manche komische Szenen vor, daß sie mir stets im Gedächtnis geblieben sind, und ich es der Mühe werth gehalten habe, sie hier in unserer Familienchronik aufzuzeichnen. Da mein Vater in allem der erste Rathgeber der Bauern war, wie dies eigentlich jeder tüchtige Dorfpastor sein sollte, so kamen sie nun mit ihren Kartoffeln auf den Pfarrhof, um sie zu zeigen und sich Rath über

deren Anbau und Behandlung zu holen. Das ganze Dorf kam bei uns zusammen. Besonders die Weiber zeigten sich nach ihrer Gewohnheit dabei am lebhaftesten und machten einen so gewaltigen Lärm, daß mein Vater ihnen zuletzt streng gebieten mußte, die Mäuler zu halten, wenn er sie nicht vom Hofe fortjagen sollte. Auf einem Rittergut in der Nachbarschaft lebte eine adlige Wittfrau, die ihre Wirtschaft selbst mit großem Eifer leitete und sich für besonders klug hielt ... Diese adlige Wittfrau sagte zu sich:

»Die Kartoffeln sind gewiß nur eine vornehme Frucht für die höheren Stände und nicht für das gemeine Volk berechnet. Die kleinen Äpfel an dem Kraute, in denen der Samen sitzt, sind gut, um Gelée, wie aus Quitten und Äpfeln, daraus zu kochen, und wenn man die getrockneten Blätter zerreibt, so kann man sicherlich einen Thee davon machen.« Gesagt, getan, und die kluge Wittfrau kochte aus den hellgrünen Samenäpfeln mit vielem Zucker eine Art Gelee und ließ die Blätter am Ofen trocknen und dann zerkrümeln, um Thee daraus zu machen. Und als dies Alles geschehn war, gab sie eine große Gesellschaft, um ihre Gäste damit zu überraschen, auf welch kluge Weise sie die Kartoffel benutzt habe. Da gab es aber ganz verwunderte Gesichter, als die Gäste trotz des vielen Zuckers das schöne Kartoffelgelée nicht genießen konnten und auf den Tellern stehenließen, sowie der Thee aus den getrockneten Kartoffelblättern nicht viel anders schmeckte, als sei er aus Gras gekocht. Die kluge Wittfrau wurde viel ausgelacht und verspottet, daß sie auf so gescheidte Weise die Kartoffeln verwandt hätte, und ärgerte sich so sehr darüber, daß sie hoch und theuer versicherte, sie würde das gänzlich unnütze Zeug auf ihrem Gut nicht wieder anbauen, und wenn selbst Seine Majestät, unser König ... ihr dies befehle.«

Trotz dieser »Mißlichkeiten« gelang es den Pommern, aus ihrer Kartoffel etwas Einzigartiges zu machen, nämlich die pommersche Kartoffel. Schon ein oder anderthalb Jahrhunderte später ernährte ihre Kartoffel andere Landstriche mit. Natürlich essen die Pommern neben Hering, Gans, Schwein und Kartoffel auch noch anderes, vor allen Dingen Kohl, viel Kohl. Es gibt fast nichts, außer den

Heringen und anderen Fischen, was nicht in Kohl oder mit Kohl zubereitet wird. Da sie Meister in der Kohlkocherei sind, haben sie neben den üblichen Kohlsorten, dem Weißkohl, dem Rotkohl, dem Grünkohl, dem Wirsingkohl, auch noch den Braunkohl, den Schmorkohl, den Kümmelkohl, den Mischkohl und, wie überall, den Sauerkohl.

Blähungen sind bei dieser Kohlesserei nicht zu vermeiden, aber, wie ich gehört habe, gingen die höheren Stände früher dazu vor die Tür. »Sie ließen einen ab«, sagten die Pommern dazu. Was aber die niederen Stände, die große, überwiegende Mehrheit, in solchen Situationen taten, das ist mir nicht bekannt. Ich habe nur einen plattdeutschen Satz öfter in meiner Kindheit gehört, und der hieß:

»Wenn du furzen möst, dann go vor dei Dör.«

So versuchten sich die niederen Stände den höheren anzupassen, was aber nie oder nur selten gelang.